

---

# Der Neue Mensch

---

Karl Otto Hondrich

---

edition suhrkamp

---

SV

edition suhrkamp 2287

Dieser Band beschäftigt sich mit verschiedenen Visionen und Versionen des Neuen Menschen: dem individualisierten, dem flexiblen, dem weltweit kommunizierenden, dem genetisch verbesserten Menschen. Alle Essays haben gemeinsam, daß sie den sozialen Utopien und Atopien der letzten Jahre ihre Grenzen aufweisen, und dies aus einer konsequent soziologischen Perspektive.

Karl Otto Hondrich zeigt, daß die sozialen Prozesse, die unweigerlich kultur- und fortschrittsunabhängig ablaufen, wo immer Menschen miteinander in Beziehung treten, letztlich alle Visionen eines grundsätzlich (im Guten wie im Bösen) anderen Menschen zunichte machen. Die Tatsache der Sozialität selbst, so seine These, die ungeheure Eigen-gesetzlichkeit der Gesellschaft ist mächtiger als alle Politik, Pädagogik, Technologie, ja sogar Genetik.

Mit der Ausarbeitung dieser Grundthese, aus der die Essays ihren Zusammenhang beziehen, greift Hondrich in die aktuelle öffentliche Debatte ein und führt sie zugleich von vordergründiger Aktualität zurück zu einem dezidiert theoretischen Hintergrund. Er erdet die Zeitdiagnostik an der Zeitlosigkeit elementarer sozialer Beziehungen und gewinnt damit der Soziologie im öffentlichen Diskurs eine Relevanz zurück, deren Verlust sie sonst larmoyant beklagt.

Karl Otto Hondrich, geboren 1937, lehrte seit 1972 Soziologie an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main; er starb 2007.

Karl Otto Hondrich  
Der Neue Mensch

Suhrkamp

4. Auflage 2012

Erste Auflage 2001  
edition suhrkamp 2287

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2001  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Jung Crossmedia, Lahnau  
Druck: Books on Demand, Norderstedt  
Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept  
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt  
ISBN 978-3-518-12287-7

---

## *Inhalt*

<i>Vorwort</i> .....	7
Prolog: Die gute Gesellschaft.....	14
Der individualisierte Mensch – und seine Bindungen .....	36
Der flexible Mensch – und seine Sicherheiten .....	63
Der sozialversicherte Mensch – und seine Solidaritäten .....	84
Der solidarische Mensch – und seine Grenzen .....	103
Der weltbürgerliche Mensch – und seine Nationalität.....	112
Der friedfertige Mensch – und seine Feindbilder .....	128
Der kommunizierende Mensch – und seine Mißverständnisse .....	139
Der genoptimierte Mensch – und sein soziales Erbe .....	163
Der zukunftsgläubige Mensch – und seine Herkunftszwänge .....	179
Epilog: Die Gesellschaft der Zukunft .....	208
<i>Drucknachweise</i> .....	221



---

## Vorwort

Der alte Traum vom Neuen Menschen – 1989 schien er ausgeträumt. Aber es schien nur so. Zwar versank, mit dem Untergang des Staatssozialismus, die letzte der Großvisionen, die das 19. und 20. Jahrhundert hervorgebracht hatten. Aber in ihren Ruinen feiert das Utopische fröhliche Urständ. Lebten die alten Utopien – Sozialismus, Nationalismus, Nationalsozialismus – von der Idee, den Neuen Menschen über die Neue Gesellschaft politisch zu erschaffen, so gehen die neuen Utopien den Umweg über gesellschaftliche Theorien und politische Programmatik nicht mehr. Wildwüchsig verbreiten sich Vorstellungen vom Neuen Menschen als flexiblem Individualisten, der, sozial versichert, seine Solidaritäten frei wählt und sich weltoffen, friedfertig und allseits kommunizierend in die Zukunft bewegt.

Sollten der sozialistische und der nationalistische Mensch zur Selbstlosigkeit erzogen werden, so geht es dem individualistischen Menschen um die Entfaltung seines Selbst. Wie sein sozialistischer Vorgänger glaubt er an einen Neuanfang, entschlackt von Herkunftsbindungen. Über jenen hinausgehend, wähnt er sich frei von jeglichen Gruppenzwängen. Sie erscheinen fast schon als Schnee von gestern. Die neuesten Tagträume vom Neuen Menschen verheißen Befreiung nicht nur von der lästigen Tatsache der Gesellschaft, sondern auch von der des Leibes und der Lebenszeit: Der geklonte Mensch lebt in einem anderen Körper weiter,

der computerisierte in einer Menschmaschine, die seine Fähigkeiten, als künstliche Intelligenz, ins Unermeßliche steigert. Die Visionen überschlagen sich; Entfaltung, Entäußerung und Vernichtung des Selbst sind in ihnen kaum noch unterscheidbar.

Wir brauchen ihnen nicht in alle Verstiegheiten der Zukunftsprognose zu folgen. Auch hier und heute zeigt der Mensch schon Anflüge des zukünftigen und Unterschiede zum gestrigen Menschen. Im Vergleich zu seinen Vorfahren ist der neue Mensch nicht nur Projekt, sondern immer schon – andere und bessere – Realität. Wer wollte die Augen davor verschließen, daß er größer ist, schneller läuft und höher springt, gesünder leben kann und länger lebt, schöner ist oder sich schöner machen kann, mehr Freiheiten, Wohlstand, Sicherheit und Bildung genießt, auf mehr Erfahrung zurückblicken kann als der Mensch vor 50 oder 100 Jahren? Und wer wollte ihn deshalb tadeln? Ich schreibe nicht gegen ihn, sondern gegen ein falsches Bild von ihm; genauer, gegen das falsche Bild, das seine Theoretiker in den Sozial- und Naturwissenschaften von ihm entwerfen.

Sah sich der alte Neue Mensch als Produkt der Gesellschaft, so versteht sich der neue Neue Mensch als Eigenprodukt. Wie Münchhausen zieht er sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf, ja er erschafft sich selbst, assistiert von Ärzten und Versicherungsagenten, Biowissenschaftlern und Bodybuildern, Börsengurus, Computerspezialisten und Globalökonomien. Das Selbstverwirklichungswerk hat allerdings einen Haken: Sogar in seiner neuesten Version, als genetisch verbessertes Wesen, kann der sich selbst bestimmende

Mensch, weil ungeboren, sich nicht selbst bestimmen. Er bleibt fremdbestimmt, ja er fordert eine neue Art der Fremdbestimmung durch Genmanipulateure und deren Auftraggeber – in der Regel seine Eltern – heraus. Unterbliebe diese neue und heilsame Fremdbestimmung, würde das in seinem Heil geschädigte Individuum, wenn auch vergebens, sie später nachfordern; oder einen Schadensersatz wegen unterlassener – hilfeleistender – Fremdbestimmung verlangen.

Ein Fall für Ethikräte – aber auch eine Quelle für soziologische Einsichten: Wie alle Entwicklungen zum Besseren stößt Selbstbestimmung nicht nur an Grenzen, sondern schlägt in ihr Gegenteil um, mündet also in neue – und oftmals stärker empfundene – Fremdbestimmung. Dies liegt im dialektischen Charakter der sozialen Prozesse begründet, in die der Neue Mensch, wie alle menschlichen Erscheinungen, unweigerlich eingebettet ist.

Damit sind die soziologischen Denkfiguren – Wechselseitigkeit und Gegenläufigkeit – angedeutet, die die folgenden Texte durchziehen und sie zu einem Gegen-Text, stellenweise zu einer Streitschrift machen. Gegen alle neuen und alten Versuche, den Menschen biologisch, anthropologisch, computerologisch, philosophisch-ethisch, politisch, pädagogisch etc. zu bestimmen und fortzuschreiben, rufe ich in Erinnerung, daß der Mensch zuallererst ein Wesen ist, das in Beziehung zu anderen seine Bestimmung und seine Grenzen erfährt. Der Mensch war bereits gesellschaftliches Wesen, bevor er Mensch wurde: unentrinnbar eingebunden in Wechselwirkungen mit anderen Lebewesen gleicher oder anderer Art. Daraus ergeben sich alle Möglichkei-

ten, aber auch alle Einschränkungen und Kehrtwendungen auf dem Weg zu einem neuen Menschen, sei dieser nun schon in uns Gegenwärtigen enthalten oder ein reines Zukunftsbild.

Was heißt es, heute, den Menschen als soziales Wesen zu verstehen? Es bedeutet zunächst, ihn in Machtbeziehungen zu sehen. Die ungleiche Verfügung über Machtmittel, besonders über Produktivkräfte und staatliche Gewalt, erschien lange Zeit als das Haupthindernis auf dem Weg zu einem besseren Menschen in einer gerechteren Gesellschaft. Macht- und Klassenfragen fesselten deshalb die Soziologen meiner Generation – bis es uns dämmerte, daß weder totale Herrschaft noch Anarchie oder Klassenlosigkeit den Menschen nachhaltig ändern können. Alle Macht der Welt ist nicht machtvoll genug, um die Zwänge und Gesetzmäßigkeiten des sozialen Lebens außer Kraft zu setzen.

Fast zugleich mit dieser Einsicht tauchte eine andere auf: Der neue Mensch als Nutznießer und Verkörperung von Wohlstand und Selbstentfaltung ist real höchst ungleich in der Welt präsent: zahlreich in den Gesellschaften des Westens und nur vereinzelt in nicht-industriellen Gesellschaften. Zu neuen Menschen werden wir nicht kraft individueller Eigenmacht oder Macht unserer Klasse, sondern durch das Glück, in einer mächtigen Gesellschaft zu leben. Die Macht, die soeben noch so machtlos erschien, gewinnt nun, im Beziehungsfeld der Weltgesellschaft, als Macht ganzer Gesellschaften oder Kulturen ein neues Gewicht. Die Macht des neuen Menschen ist nichts ohne die kollektive Macht der Kultur, in die er hineingeboren wurde. Es liegt in der Logik dieser Einsicht, daß die Soziologie

sich von Klassen- und Herrschaftsthemen ab- und Differenzen zwischen Kulturen zuwendet.

Aber die Macht der Kulturen ist nichts im Vergleich zur Macht elementarer sozialer Prozesse. Die Gesellschaftlichkeit des Menschen ist nicht nur eine kulturelle, von Kultur zu Kultur verschiedene, sondern auch eine vor- oder subkulturelle, das heißt in allen Kulturen gleiche. Dies wird dadurch verdeckt, daß die Gleichartigkeit elementarer sozialer Prozesse sich nie unmittelbar beobachten läßt, sondern immer nur vermittelt in kulturellen, also unterschiedlichen Ausdrucksformen. Die Aufmerksamkeit für die Unterschiede hat die Soziologie um die Einsicht in die tiefste und weitestverbreitete gesellschaftliche Wirklichkeit gebracht: die grundlegenden dialektischen Prozesse und Gesetzmäßigkeiten, die sich aus der Tatsache des Zusammenlebens selbst ergeben: Bewegungen und Gegenbewegungen des Erwiderns, des (Auf- und Ab-)Wertens, des Ein- und Ausschließens, des Offenbarens und (Ver-)Bergens, des Bestimmens und Bestimmtwerdens. Sie regieren das soziale Leben auf Papua-Neuguinea und im Hochland von Tibet ebenso wie in Frankreich oder den USA. Ihnen sind alle gleichermaßen unterworfen: der alte und der neue Mensch.

In der globalen Welt, in der sie aufeinanderstoßen, gewinnen die Unterschiede zwischen den Kulturen eine besondere Sprengkraft. Um sie zu entschärfen, beschwört der neue Mensch die Menschenrechte – eine Errungenschaft seiner, der westlichen Kultur. Aber eben darin sind die Menschen sich nicht gleich. Wer für die verschiedenen Menschen, Rechte und Kulturen einen gemeinsamen Nenner sucht, wird zurückverwie-

sen nicht auf die individuellen Menschen oder Kulturen, sondern auf das, was sie im Innersten bindet, verbindet und zusammenhält: die Prozesse und Gesetzmäßigkeiten des Zusammenlebens, denen sich niemand entziehen kann und vor denen wirklich alle gleich sind. Die Weltgesellschaft wird nicht durch große Konzepte integriert, sondern durch die Bewegungsgesetze des sozialen Lebens im kleinen. Die Erforschung der ältesten Sozialprozesse ist der modernste Beitrag, den die Soziologie zum Verständnis der neuesten Welt leisten kann.

Daß die elementaren Prozesse der Sozialität allen kulturell geprägten Beziehungsmustern unterliegen, also subkulturell und universal sind, heißt nicht, daß sie biologisch oder anthropologisch gegeben seien; sie sind und bleiben *soziologisch*, das heißt im *Zusammenleben* begründet, auch wenn sie eine bio- und anthropologische Basis haben, und gelten *mutatis mutandis* im Zusammenleben der Tiere. Daß sie *subkulturell* genannt werden können, besagt nicht, daß in ihnen das Animalische, Triebhafte, Gefährliche der Sozialität lauere, das, wie es ein gängiges Vorurteil will, durch kulturelle Normen in Schach zu halten sei; vielmehr liegt in der Dialektik der allgemeinen Sozialprozesse selbst etwas zur Umkehr Zwingendes, Begrenzendes, Maßvolles, Normierendes (während der Kultur als dem Inbegriff des Wertenden durchaus etwas Aus- und Angreifendes eignet). Daß, schließlich, die grundlegenden Prozesse als *vor*kulturelle bezeichnet werden können, bedeutet nicht, daß sie historisch oder genetisch aller Kultur vorausgingen oder daß sie heute weniger gültig seien als früher; im Gegenteil: Obwohl kulturell – und damit

soziologisch! – verdrängt, erneuern sie sich in jeder Kulturbewegung, und durch alle kulturellen Veränderungen hindurch bleiben sie sich gleich. Sie sind allgegenwärtig.

Ich nehme Ereignisse und öffentliche Diskussionen der letzten zehn Jahre als Ausgangspunkt, um zu zeigen, wie sich in ihnen die Vorstellungen von einem neuen Menschen entwickeln, einem Wesen mit fabelhaften Steigerungen des individuellen, flexiblen, solidarischen, weltbürgerlichen, kommunikativen und genetisch optimierten Menschentums. Ich prüfe diese neue Fortschrittsbegeisterung im Lichte der schlichten Überlegung, daß der Mensch ein soziales Wesen ist und bleibt. Seine Allmacht- und Ohnmachtfantasien werden gebrochen durch seine Gesellschaftlichkeit: durch die Macht der anderen, durch die Macht der Kulturen, am durchdringendsten aber durch die Macht elementarer sozialer Prozesse. Sie sind, in Zeiten schwindelerregender Veränderungen, nicht nur die bewegende Konstante, sondern auch die stärkste treibende und begrenzende Kraft des Lebens: stärker als alle individuellen Intentionen, als Politik, Pädagogik, Wissenschaft, ja stärker als die Gene. Im Essay über den genoptimierten Menschen wird dies ausgeführt. Ihn betrachte ich als das Herzstück des Buches, als ein soziologisches Manifest.

---

## Prolog: Die gute Gesellschaft

Grandiose Visionen einer guten Gesellschaft, die das 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, sind im 20. Jahrhundert grandios gescheitert. So haben es zumindest die Deutschen erlebt. Nationalismus, Sozialismus und deren Mißgeburt, Nationalsozialismus, galten als Grundkonzepte einer guten Ordnung – und endeten in Vernichtung und Chaos. Wie konnte das Gute ins Böse umschlagen? Nach Tische scheinen die Erklärungen nicht allzu schwer: Zu einseitig orientierte sich das Gute an Gemeinschaft und Gleichheit – auf Kosten konkurrierender Werte wie Freiheit und Toleranz. Zu sehr nahm man die eigenen Vorstellungen vom Guten für allgemein gültige. Zu sehr war man sich des Guten gewiß. Und zu entschieden versuchte man es durchzusetzen – die Gegenseite als Feind vernichten wollend statt sie in Gegenseitigkeit zu respektieren.

Durch Scheitern haben wir gelernt: Das Gute zeigt sich nicht einfältig, sondern in widersprüchlicher Vielfalt. Es hängt vom Standort ab und ist nicht überall das gleiche Gute. Das Wissen darüber liegt nicht fest, sondern muß in Versuch und Irrtum auf die Probe gestellt und eventuell revidiert werden. Dies gilt erst recht für die Durchsetzung; die guten Zwecke heiligen nicht die Mittel, und einer Politik der Gewalt ist der Kompromiß vorzuziehen.

Diese Lehren wurden der Bundesrepublik Deutschland vor mehr als 50 Jahren nicht fertig in die Wiege ge-

legt. Daß sie sich, allmählich, entfalten konnten, verdanken wir dem Zusammenspiel von fünf Faktoren: Die große militärische und – mehr noch – moralische Niederlage bereitete den Boden. Das Vorbild der westlichen Demokratien, aber auch die fast verschütteten deutschen demokratischen und liberalen Traditionen erlaubten das Aufleben von Institutionen des politischen und ökonomischen Wettbewerbs. Die Siegermächte entlasteten die neue Ordnung, indem sie ihre Freiheiten im Innern begrenzten und sie nach außen schützten. Die Freiräume selbst und das »Wirtschaftswunder«, das sich in ihnen vollzog, verschafften ihr Legitimation.

In der einzigartigen Mischung aus Protektion und Liberation wuchs die Bundesrepublik heran. Und sie gedieh prächtig. Unter dem Schutzschild der westlichen Alliierten genoß sie alle Vorteile der Machtlosigkeit, ohne Nachteile zu spüren, denn Schritt für Schritt wurde sie in das westliche Machtsystem eingegliedert. Das ging um so reibungsloser, als auf der Gegenseite die kommunistische Welt nicht nur als imaginäres Feindbild drohte, sondern auch, in Gestalt der geknuteten und glücklosen DDR, immer anschaulich anwesend war. Vielleicht ist dieser – fünfte – Umstand der wichtigste. Ohne ein Gegenbild hätten wir kein Bild des Guten.

Daß sich die Bundesrepublik als eine gute Gesellschaft erleben ließ und läßt, liegt also nicht nur an ihr selbst, sondern auch an Wechselwirkungen mit anderen, gegnerischen Gesellschaften. Und das Gute ist nicht aus dem Guten gezeugt, sondern aus – zum Teil furchtbaren – Übeln: aus Krieg, Holocaust, Besat-

zungsregime und der langen Agonie des Sozialismus, die erst vor zwölf Jahren abrupt zu Ende ging.

So wenig wie dem Kapitalismus das Gute, so wenig stand dem Staatssozialismus das Böse auf die Stirn geschrieben. Im Gegenteil, viele Bundesbürger aus allen Schichten – mich eingeschlossen – sahen ihn lange Zeit als eine andere, ja eine bessere Art der guten Gesellschaft an.

Das, was wir als gute Gesellschaft empfinden, ist dies nicht aufgrund einer vorgefaßten Vorstellung vom Guten, sondern wird dazu erst im Laufe der Zeit – und nicht nur infolge von Veränderungen in der materiellen Substanz von Gesellschaft (Produktivkräfte, Menschen etc.), sondern durch einen Wandel der Vorstellungen selbst. Ja, diese von den Menschen geteilten moralischen Vorstellungen machen im Grunde die Gesellschaft aus. Die Wechselwirkung von kollektiven moralischen Gefühlen: *Das* ist gesellschaftliche Wirklichkeit. Produktionsformen, Kapitalien, Güter, Technologien, Arbeit, Wissenschaft etc. sind nur Anschauungs- und Ausdrucksweisen dieser moralischen Realität, und nur eines Bruchteils derselben.

Auch Ideen wie Liberalismus und Sozialismus, Freiheit und Gleichheit sind nur formelhafte Teilstücke, ja Leerformeln eines viel umfassenderen moralischen Lebensgefühls, dessen unausdrückbare Fülle sich in den alltäglichen Wechselwirkungen zwischen Menschen bildet. Unsere Empfindungen vom Guten und Üblen entstehen im Vergleich zwischen heute und gestern, hier und dort, zwischen dem Wirklichen und dem Möglichen, zwischen eigenen Erfahrungen und abstrakten Wertformeln von Gleichheit und Freiheit. So

stoßen die ideologisch vorgegebenen Vorstellungen einer gerechteren oder freieren Gesellschaft an die je eigenen erfahrungsgesättigten Gefühlsvorstellungen – und in der Diskrepanz stellen sich beide neu aufeinander ein.

Die Kluft zwischen dem Möglichen und dem Gegebenen als ein moralisches Defizit der Gesellschaft hinzustellen gehört zur Rolle der Intellektuellen – auch der konservativen, die den Status quo an den Leitbildern der Vergangenheit messen. So erklärt sich, daß sie die Bundesrepublik in der Regel als krisengeschüttelte und moralisch unfertige, ja auf den Abgrund zusteuernde Gesellschaft gezeichnet haben. Dieses Bild wird noch akzentuiert aus der Berufslogik eines Journalismus, für den die jeweils jüngste Hiobsbotschaft zu Luftverschmutzung, Arbeitslosigkeit, rechter Gewalt, Scheidungsziffern etc. den Anfang vom Ende des Waldes, der Arbeitsgesellschaft, der Zivilgesellschaft, der Familie etc. einläutet.

Ganz anders das Gesellschaftsbild der empirisch arbeitenden Soziologen. Ihrem vergleichenden Blick auf große Industriegesellschaften präsentiert sich die Bundesrepublik nach nunmehr fünf Jahrzehnten als eine Gesellschaft von erstaunlicher Kontinuität und Stabilität. Man sehe sich die 50 Jahre Bundesrepublik in den Zeitreihen der Statistiken und Umfragen nur genau an: Das demokratische und marktwirtschaftliche System, das immer wieder hochgespannte Erwartungen enttäuschen *muß* und Anpassungskrisen *braucht*, stürzt gleichwohl nicht in die oft prophezeite Legitimationskrise, sondern kann mit durchgehend hoher Zustimmung rechnen; der Sozialstaat wurde trotz periodisch

auftauchender Finanzierungsnöte nicht ab-, sondern bis in die letzten Jahre hinein ausgebaut (Pflegeversicherung!); die ökologischen und urbanen Probleme sind aus den Schlagzeilen verschwunden; trotz verlängerten Jugend-, Alters- und Arbeitslosenphasen zeigen sich weniger Vereinzelung, Bindungslosigkeit und Desintegration, statt dessen weitergespannte und intensivere verwandtschaftliche, freundschaftliche, nachbarschaftliche und Selbsthilfenetze; die Solidarität der Generationen in den Familien verlängert sich; obwohl ein steigender Anteil von Jugendgewalt zu beklagen ist, weisen die Indikatoren gesellschaftlicher Gewalttätigkeit insgesamt seit langem nicht mehr nach oben; extreme Parteien, in den fünfziger und siebziger Jahren weit bedrohlicher als heute, sind Episoden geblieben; die immer wieder totgesagten großen Volksparteien – wer hätte vor sechs bis acht Jahren noch einen roten Heller für die SPD gegeben? – erweisen sich als erstaunlich anpassungs- und funktionsfähig; die großen klassischen Institutionen der Kirchen, Gewerkschaften, Verbände, Bundeswehr schrumpfen zwar zahlenmäßig, sind aber aus dem lebendigen Wechselspiel, in dem sich konfligierende Interessen und moralische Urteile bilden und aneinander messen, weniger wegzu-denken denn je...

Sogar die einschneidende Zäsur des Jahres 1989, durch die der alten Bundesrepublik unvermittelt ein morsches Armenhaus mit 17 Millionen Menschen zugeschlagen wurde, brachte die Republik nicht aus dem Tritt. Fast alle Indikatoren – von den Erziehungszielen bis hin zu steigenden Produktivitäts- und fallenden Geburtenziffern – zeigen, daß sich Wertbilder, Arbeits-

weisen und Lebensstile der Leute in der ehemaligen DDR an die des Westens angleichen. Als Differenz bleibt und wächst – gerade deshalb! – im Osten eine relative Deprivation über ungleiche Arbeits-, Verdienst- und Einflußchancen. Wer die Macht kollektiver moralischer Gefühle kennt, der muß sich eher darüber wundern, daß die gekränkten Gerechtigkeitsgefühle weitgehend heruntergeschluckt werden, als darüber, daß sie sich bei einigen frustrierten jungen Leuten in nationalistischen Parolen und Gewalt Luft machen.

Wo nun, zwischen den Kassandrarufen der Berufsmoralisten und Publizisten einerseits, die mit schlechten Nachrichten gutes Geld verdienen, und dem durchgängigen Positivkatalog der Sozialforscher andererseits, findet sich das moralische Deutschlandbild der Durchschnittsdeutschen? Es hat sich gespalten und zieht eine doppelte Spur: Im repräsentativen Bevölkerungsquerschnitt folgen die meisten Befragten, wenn sie die Lage von Wirtschaft und Gesellschaft *insgesamt* beurteilen sollen, den intellektuellen Meinungsführern: »Nicht so gut«, lautet ihre Einschätzung. Dieselben Leute äußern sich dagegen hochzufrieden, wenn man sie nach der *eigenen* Lage (in den verschiedenen Lebenssphären) fragt – und bestätigen so das Bild einer guten Gesellschaft, das die Sozialforscher zeichnen. Ist dies ein Widerspruch? Er löst sich auf, versteht man die Menschen als Träger eines individuellen *und* eines kollektiven Selbst: Als Bürger, die sich dem Ganzen zugehörig und verpflichtet fühlen, geben wir uns mit dessen Zustand – Arbeitslose! Ausländer! Ausländerfeindschaft! etc. – nicht zufrieden und halten am Bild einer besseren Gesellschaft fest; als Individuen geht es uns